Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 2

Artikel: Gedanken zum Übersetzen griechischer Dichtung
Autor: Gelzer, Thomas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161985

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gedanken zum Übersetzen griechischer Dichtung

THOMAS GELZER

Warum ist das Übersetzen, oder eine Note anspruchsvoller ausgedrückt: Übertragen, griechischer Dichtung uns Heutigen überhaupt ein Problem? Verstehen wir die Griechen schlechter als vor 150 Jahren, als es noch selbstverständlich war, sie als die großen Klassiker der «Weltliteratur» einem deutschen Publikum in einer guten deutschen Übersetzung zugänglich zu machen und damit auch erst in ihrem unbestrittenen Rang vergleichbar mit den Großen der Literaturen anderer Völker? — Nein, das kann kaum der Grund sein, warum heute das Übersetzen griechischer Dichter neu in Frage gestellt ist. Die Arbeit von Generationen Gelehrter hat im Gegenteil seit der Romantik so viel neue Information erschlossen, daß wir ohne Überheblichkeit sagen können, wir verstehen die griechischen Dichter heute besser als damals. Nicht nur die Bedeutung der Wörter, die sie gebraucht haben, ihre Sprache überhaupt, ist in geduldiger Arbeit sorgfältig erforscht worden, sondern wir kennen alle ihre Lebensbedingungen besser: ihre Gesellschaft, ihre Geschichte, ihre Erziehung, ihren Geschmack, ihre ganze Kultur. — Aber, können wir heute weniger gut übersetzen als damals? Wird etwa heute überhaupt weniger übersetzt als damals? — Denken wir an die moderne Naturwissenschaft, die ohne ständiges promptes Übersetzen, vom Russischen, Amerikanischen, Japanischen in alle anderen Weltsprachen, überhaupt nicht bestehen könnte, so ist das offensichtlich noch viel weniger der Fall. Für dieses Übersetzen bestehen im Gegenteil eigene internationale Organisationen, die auch die modernsten technischen Hilfsmittel wie den Computer in den Dienst der Exaktheit und Schnelligkeit der Übersetzung stellen, und die ständig mehr und Schwierigeres bewältigen können. — Oder, werden etwa heute keine literarischen Kunstwerke mehr übersetzt? — Auch das nicht: Die in leicht zugänglichen Paperbacks verbreiteten Publikationen moderner Literatur umfassen im Gegenteil mehr denn je Übersetzungen, von literarischen Riesenwerken sogar, etwa Proust, Hemingway, Scholochow, um nur einige Namen willkürlich herauszugreifen.

Das Problem mit den griechischen Dichtern liegt also offensichtlich an einem anderen Ort, und es ist nicht nur ein Problem für die Übersetzer deutscher Sprache. Sie sind auch weder die einzigen noch die ersten, die sich darüber Gedanken machen müssen. Die ersten, die griechische Dichter in großem Maße übersetzt haben, ja die ihre eigene Literatur durch die Aneig-

nung griechischer Dichter ausgebildet haben, waren die Römer. Livius Andronicus von Tarent, der Anno 240 v. Chr. nach dem Sieg der Römer im zweiten Punischen Krieg die erste griechische Tragödie in lateinischer Übersetzung zur Aufführung brachte, hat auch Homers Odyssee ins Lateinische übersetzt. Schon für ihn stellte sich die Frage nach dem richtigen oder wenigstens möglichen Versmaß. Er wählte den altrömischen Saturnier. Seine «Odissia» hat für uns einen sehr archaischen, exotischen Klang, im Vergleich zum viel älteren Original. Erst ein halbes Jahrhundert später führte Ennius aus Rudiae in Kalabrien den Hexameter nach dem Vorbild Homers in die lateinische Sprache ein für sein historisches Epos über die Geschichte der Römer, die Annales. Ein berühmtes Beispiel für die noch spätere Auseinandersetzung mit «moderner», hellenistischer Dichtung ist dann Catulls Locke der Berenike, die Nachdichtung einer Elegie des hellenistischen Dichters Kallimachos. Der Vergleich dieser Dichtungen untereinander läßt den Fortschritt der lateinischen Sprache erkennen in ihrer Fähigkeit, griechische Dichtung widerzugeben. Erst die Neoteriker der Generation Catulls und dann die großen Augusteer, besonders Virgil und Horaz, erreichten jene Meisterschaft über ihre eigene lateinische Sprache, die es ihnen erlaubte, in ihrer eigenen Dichtung und als Übersetzer etwas sprachlich den griechischen Vorbildern Ebenbürtiges zu leisten. (Die *Alltagssprache* der Komödie war hingegen schon lange vorher auch eine römische Domäne.) Wenn der noch etwas altväterischere Zeitgenosse Ciceros, Lukrez, in seinem philosophischen Gedicht Über die Natur klagt (1, 136ff.), wie schwer es sei, die geheimnisvollen Entdeckungen der Griechen in lateinischen Versen auszudrücken «wegen der Armut der (lateinischen) Sprache und der Neuheit der Sache», so zielt sein betrübtes Wort von der patrii sermonis egestas «der Armut unserer Muttersprache» (1,832) speziell auf die technische Sprache der Wissenschaft. Die Römer und ihre Sprache waren, wie wir heute sagen würden, zivilisatorisch noch nicht auf der Höhe der Griechen. Sie mußten erst noch ihre eigene Sprache so weit entwickeln, daß sie in ihr das denken konnten, was Griechen lange vor ihnen schon entdeckt hatten. Es ging also dabei zunächst rein um die Frage der sachlichen Mitteilung. Das betrifft also nicht speziell die Dichtersprache. Aber gerade auch für alles, was den Geschmack, die Sensibilität im Ausdruck angeht, empfiehlt noch Horaz in den berühmten Versen seiner Ars poetica, die Griechen zum Vorbild zu nehmen: vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna, «Ihr (lateinischen Dichter), beschäftigt Euch Tag und Nacht mit den griechischen Vorbildern» (268f.). Und, wenn die arme lateinische Muttersprache so, wie sie ist, nicht ausreicht, Neues auszudrücken, so sind auch dafür solche neue und neugebildete Wörter die besten, die «aus griechischer Quelle, leicht verändert, hervorgehen» (52f.). Ja, Horaz hat kein Bedenken, als Muster sprachlicher

Meisterschaft die ersten beiden Verse der Odyssee in seiner eigenen Übersetzung hinzustellen (141f.), jener Odyssee, die über zweihundert Jahre früher Livius Andronicus in ungeschlachten Saturniern zum erstenmal lateinisch wiedergegeben hatte. Zwar zeigt gerade Horazens Diskussion dieser Fragen in seiner Ars poetica, daß es damals auch puristische Strömungen gab, die den lateinischen Wortschatz von griechischen Fremdwörtern zu reinigen trachteten. Unbestritten ist aber das Vertrauen in den vorbildlichen Wert der Griechen für die eigene Sprache und, umgekehrt, in die Fähigkeit, in ihr, mit dem richtigen Geschmack, griechische Dichtung adäquat reproduzieren zu können.

Wie steht es denn im Vergleich dazu in unserer heutigen deutschen Sprache? — Offensichtlich leiden wir nicht unter der patrii sermonis egestas in jenem technischen Sinne, den Lukrez zu beklagen hatte. In der deutschen Sprache kann sozusagen alles ausgedrückt werden, was in irgendeiner anderen modernen Kultursprache gedacht wird. Viele technische Begriffe werden zwar auch heute noch in leichter Abwandlung griechischer Wörter gebildet; allerdings nicht aus stilistischen Gründen, wie Horaz das fordert, sondern aus Gründen praktischer Verständigung durch ein Medium, das den Sprechern der verschiedenen modernen Sprachen gemeinsam mehr oder weniger gut bekannt ist. Solche Begriffe können dann fast unverändert in jede beliebige Sprache übernommen werden, müssen also gerade nicht übersetzt werden, und sind so eminent praktisch. Praktisch ja, aber auch dichterisch verwendbar? — Nein. Die internationale Sprache der Fachwissenschaften ist ein Jargon, der nur einen einzigen Zweck zu erfüllen hat: Information. Der Stil, in dem diese Information mitgeteilt wird, spielt keine Rolle, wenn sie nur begrifflich klar und intellektuell unzweideutig verständlich bleibt.

Aber besitzen wir nicht auch die sprachlichen Mittel, alle die undeutlicheren Assoziationen zu wecken, die Gefühle auszudrücken, die Stimmungen zu vermitteln, die das Wesen einer Dichtung ausmachen? Das ist offensichtlich der Teil der Frage, der viel komplizierter zu beantworten ist. Auch unsere Sprache hat einmal jenen Zustand durchgemacht, in dem die Übersetzung von Werken fremder Herkunft sie so bereicherte, daß die Übersetzung selber eine bleibende prägende Wirkung auf ihre eigene Ausdrucksfähigkeit ausübte, selbst zum sprachlichen Kunstwerk wurde, das aber ohne jenes fremde Vorbild gar nicht hätte konzipiert werden können. Denken wir etwa an Luthers Übersetzung der Psalmen. Sie sind zwar keine griechische Dichtung. Aber die Bibel und ihre Übersetzung haben für die Ausbildung unserer Sprache mindestens die Autorität gehabt, die Horaz und die Römer mit Recht dem Homer für die ihre zuerkannten. Die Verse von «Der Herr ist mein Hirte» sind Übersetzung und doch deutsche Dichtung. Dabei war Luther kein naiver Übersetzer. Er hat nicht etwa eine «Inter-

linearversion» gegeben, durch die, sozusagen zufällig, die Qualitäten des Originals so stark durchschlugen, daß sie trotzdem zu einem Kunstwerk wurde. In seinem Sendbrief vom Dolmetschen hat er ausführlich Rechenschaft darüber abgelegt, wie er das Handwerk des Übersetzens versteht. Es sind vor allem zwei Punkte, die das Wesen der Sache ausmachen: Erstens, die deutsche Verdolmetschung muß den Sinn des Textes, das richtige Verständnis der Sache wiedergeben, nicht nur dem Buchstaben nach jedes einzelne Wort. Darin ist das Übersetzen ein «Auslegen», für ihn namentlich in dogmatischer Hinsicht, womit er seine Übersetzung «allein durch den Glauben» (Röm. 3, 28) temperamentvoll rechtfertigt. Und zweitens: die Übersetzung soll «Deutsch geredet» sein, «gutes Deutsch geredet» sogar, so wie «der deutsche Mann» spricht. Für Luther ist es, wie für Horaz, kein Problem, daß damit selbstverständlich der Gebrauch des deutschen Mannes seiner Zeit gemeint ist.

Diesen beiden Grundprinzipien konnte ein deutscher Übersetzer bis etwa zur Romantik ohne weitere Bedenken folgen. Auch die deutsche Sprache wurde immer reicher, flexibler und ausdrucksfähiger. Sie wurde verwendbar, um darin immer mehr auszudrücken, und so konnten etwa Schlegel und Tieck Shakespeares Dramen in die deutsche Sprache ihrer Zeit übersetzen und haben damit sozusagen einen deutschen Klassiker aus ihm gemacht. Seither haben sich aber offensichtlich die Dinge geändert. Geändert hat sich vor allem unser Bewußtsein von der Sprache. Es ist differenzierter, historischer, intellektueller geworden. Für den Übersetzer hat das eine zwiefältige Folge mit sich gebracht. Erstens: In unserem Verhältnis zur fremden Sprache. Wenn wir heute den griechischen Homer verstehen wollen, so fragen wir nicht mehr nur, wie etwa noch Voß tat, was bedeutet jedes einzelne Wort und somit jeder Satz und welche deutschen Wörter oder Umschreibungen könnten die entsprechenden homerischen Sätze richtig wiedergeben. Wir verstehen die homerische Sprache als eine Kunstsprache, deren historisches Werden aus Bestandteilen verschiedener Zeiten und Dialekte wir zu verstehen suchen. Wir wissen auch, daß schon dem Athener des fünften Jahrhunderts diese homerische Kunstsprache archaisch und fremd klang, daß er sie lernen mußte, wenn er sie verstehen wollte. Wir wissen, daß die Vorstellungen der homerischen Griechen von Körper und Geist, Göttern und Macht, Gemütsregungen und Pflichten, ihre Welt und ihre Gesellschaft ganz andere waren als die des fünften Jahrhunderts, geschweige denn als unsere eigenen. Wenn wir also «wörtlich» übersetzen, so kommt etwas ganz anderes heraus, als was vermutlich der Dichter selber verstand. «Herz», «Zwerchfell», «Mut», «Zorn» als deutsche Begriffe, die entsprechende Wörter bei Homer widergeben sollen, wecken bei uns sehr verschiedene, durch eine ganz andere Anatomie, Psychologie, Philosophie geprägte Vorstellungen und sind somit als Übersetzungen

ohne Kommentar recht mißverständlich. Analoge Probleme stellen sich auch bei den Lyrikern und den Tragikern. Soll zum Beispiel Sappho mit ihrem archaischen äolischen Dialekt, der stellenweise auch eine homerische Bildung verrät, auch im Deutschen in einen Dialekt übersetzt werden, etwa in denjenigen Johann Peter Hebels, um sie richtigerweise von der attischen Hochsprache des fünften Jahrhunderts oder der griechischen Gemeinsprache abzuheben? Sollen die dorischen Chorlieder der Tragödie in einem anderen deutschen Dialekt wiedergegeben werden als der attisch-ionische Dialog der Schauspieler in denselben Stücken? Soll Äschylus in ein archaischeres Deutsch übersetzt werden als Euripides, etwa barock? — Das Bedürfnis nach einer richtigen Übersetzung, die nicht nur den semantischen Sinn jeder einzelnen Aussage, sondern auch entsprechende abgestufte Ausdrucksweisen zum Erwecken adäquater Vorstellungen und Wirkungen verwendet, könnte in diese Richtung weisen. Solche Versuche sind auch wirklich gemacht worden. Was dabei herauskommt, ist allerdings nicht ermutigend. Als warnendes Beispiel für den Extremfall mag Rudolf Borchardts Übersetzung Dantes gelten. Dantes Sprache ist für den modernen Italiener so mittelalterlich und so sehr Kunstsprache wie für den modernen Deutschen diejenige des Nibelungenliedes. Also ist es durchaus «korrekt», Dante in eine kunstreich zu diesem Zweck modifizierte Nibelungensprache zu übersetzen. Aber das Resultat ist keine genießbare Dichtung, im besten Fall ein Kuriosum. Ähnliches kann in sehr gemilderter Form von Rudolf Alexander Schröders Homerübersetzung gesagt werden. Er hat den Aspekt der Kunstsprache, der Mischung verschiedener Dialekte aus verschiedenen Zeiten dadurch im Deutschen lebendig zu machen versucht, daß er archaisierende, neugebildete, fremdartige Wörter in seine Hexameter einmengte. Die Folge ist eine «Verfremdung», die dem Leser das Verständnis erschwert, ohne eine lebendige Vorstellung zu erwecken. Ähnliches kommt heraus bei Versuchen, Homer in eine Prosa zu übersetzen, die dem Übersetzer scheinbar mehr Freiheit läßt, Besonderheiten der Wortstellung, der Formelwiederholung, der Satzkonstruktion «treu» nachzuahmen als der Zwang, die deutsche Wiedergabe einem ursprünglich nicht deutschen Versmaß, wie es der Hexameter ist, anzupassen. Der Eindruck, den solche Übersetzungen hervorbringen, ist gekünstelt, preziös, unpoetisch, tot.

Die zweite Verschiedenheit des Bewußtseins von der Sprache, die uns von Horaz und Luther trennt, betrifft unser Verhältnis zu unserer eigenen Sprache. Die heutige deutsche Sprache leidet nicht mehr an einer Armut der Ausdrucksmöglichkeiten, eher am Gegenteil, an einem Überreichtum, der die Auswahl des Richtigen zum schwierigen, wesentlichen Problem macht. Sie ist aber keineswegs, wie etwa die lateinische Dichtersprache, allein durch das Vorbild der griechischen geprägt. Fremde Dichtungen haben zwar auch bei ihrer Ausbildung eine wesentliche Rolle gespielt. Aber

es waren mindestens ebensosehr französische, englische, italienische wie antike. Dann hat sie aber Dichtungen eigenen Rechtes hervorgebracht, deutsche Dichtungen, die den lebendigen Wert jedes Wortes, jedes Ausdruckes in einer Weise bestimmen, die die Vorgeschichte fremder Beeinflussung gänzlich vergessen macht. Mit ihren eigenen Mitteln besitzt die deutsche Sprache eine Ausdrucksfähigkeit, die mit derjenigen etwa der griechischen zwar keineswegs identisch, ihr aber durchaus ebenbürtig ist. Unser heutiges Ohr, für das auch die deutsche Sprache das bewußt erkannte und in seiner Verschiedenartigkeit ausgeprägte Produkt ihrer eigenen Geschichte geworden ist, verbindet unwillkürlich mit den verschiedenen zur Verfügung stehenden Ausdrucksmitteln verschiedenartige Werte des Stiles und der Mitteilung. Es ist verhältnismäßig leicht möglich, zeitgenössische Autoren anderer Sprachen in die deutsche zu übersetzten, weil deren eigene Sprachen in einer ähnlichen Situation sind wie die unsere. Aber die Verschiedenheiten, die die antike Literatur und die griechische Sprache von der unsrigen trennen, schaffen auch auf dieser Seite größere Probleme. Die deutschen Ausdrucksmittel sind durch eigene Sprachkunstwerke so geprägt, daß die verschiedenen Stile dieser Werke jeder eine eigene, in sich kohärente Wirkung hervorbringen. Elemente verschiedener deutscher Stile willkürlich zu vermengen, um damit Verschiedenheiten innerhalb griechischer Originale nachzuahmen, bedeutet also keineswegs, damit etwa gleiche Wirkungen zu erreichen wie das griechische Original. Die Gefahr ist groß, daß dabei nur ein mehr oder weniger geschmackloses Pasticcio herauskommt. So hat der moderne deutsche Übersetzer griechischer Dichtung sich gewisse Fragen bewußt anders zu stellen als sein Vorgänger vor hundert oder mehr Jahren. Sowohl der Abstand, der uns von der Welt der Griechen trennt, ist uns bewußter geworden, als auch besonders die geschichtliche Tiefe, die die Vielfalt unserer eigenen sprachlichen Ausdrucksmittel hervorgebracht hat, die beinahe schon verschiedenen Sprachen entsprechen. Wir haben Luther, Gryphius, Goethe, Brecht vor uns. Der moderne Übersetzer hat es also schwerer, bei seinem Publikum eine adäquate Wirkung hervorzubringen, als der Übersetzer solcher Zeiten, für die es gewissermaßen nur eine mögliche Sprache gab, um ein dichterisches Kunstwerk hervorzubringen. Allerdings ist er damit auch wieder in einer Lage, die mit derjenigen der Griechen späterer Zeiten vergleichbar ist. War Homer schon für die Athener des fünften Jahrhunderts ein alter fremdartiger Dichter, wieviel mehr war er es erst für die Alexandriner der Ptolemäerzeit oder für die Griechen der Kaiserzeit. Entscheidend ist aber, daß er auch für sie ein lebendiger Teil ihrer eigenen Wirklichkeit blieb. Das zeigt sich nicht nur darin, daß sie ihn immer noch lasen und ihrer eigenen Schul- und Sprachbildung zugrunde legten, sondern daß auch noch Nonnos und seine Schule, im fünften Jahrhundert nach Christus und später, selber in einer — wenn auch modifizier-

ten — homerischen Sprache dichteten. Der moderne Übersetzer, der Homer zu einer entsprechenden Wirkung in der deutschen Sprache bringen will, kann sich also nicht allein auf seine sprachhistorischen Kenntnisse des Griechischen verlassen. Er muß sich auch fragen, welche *Wirkung* Homer auf die Griechen ausgeübt hat, und er muß danach trachten, mit seiner Übersetzung eine dieser entsprechende Wirkung auf seine deutschen Leser auszuüben. Damit er keine falschen Analogien zwischen seinen geschichtlichen und philologischen Kenntnissen der homerischen und der deutschen Sprache herstellt, muß er gewissermaßen die Wirkung der sprachlichen Ausdrucksmittel in beiden Bereichen isolieren, um eine entsprechende Wirkung im Deutschen hervorbringen zu können. Dort muß er unter Umständen zu ganz andersartigen *Mitteln* greifen, als es ihm die sprachhistorische Analogie zunächst geboten erscheinen ließe. Um aber das Richtige zu finden, kann er sich auf Beschreibungen dieser Wirkung durch kompetente antike Literaturkritiker stützen, in deren Tradition zum Beispiel Quintilian (10, 1, 46ff.) sein Urteil über Homer formuliert hat. Für sie ist Homer *das* Beispiel erhabenen Stils in der Darstellung großer und kleiner Themen, des angemessenen Ausdrucks der Freude und Trauer, reich und konzis zugleich. Er beherrscht alle Gefühle von den zartesten bis zu den heftigsten. Die angemessenen Formen und Redefiguren stehen ihm in jedem Fall zur Verfügung, kurz: er ist der Klassiker schlechthin und, vor allem, lebendig. Auch die Tragiker sind ihnen Muster des erhabenen Stils, wenn auch mit Unterschieden der Anwendung. Ihre hervorragendste Qualität ist das Erwecken von Gefühlen, zum Beispiel Mitleid bei Euripides. Das sind also Wirkungen der Art, wie sie in einer Übersetzung erzielt werden können und sollen. Dann wird ein Eindruck erzielt, den diese Dichter nach dem Urteil ihrer kompetenten Literaturkritiker auch auf die Griechen ausgeübt haben, die selber nicht mehr dieselbe Sprache sprachen, für die sie aber doch noch ein Teil ihrer eigenen Kultur waren.

Welche deutsche Sprache steht nun für solche Übersetzung zur Verfügung? Gelehrte Interpretationen mit entsprechenden, gleicher Erklärung bedürftigen deutschen Ausdrücken wiederzugeben, hieße einen Kommentar versifizieren. Die Dichter anderseits in einer nur sachlich richtigen, ihrer Stillage nach aber nicht «erhabenen» Sprache wiederzugeben, hieße die Wirkung banalisieren. Es drängt sich also die Notwendigkeit auf, denjenigen Stil im Deutschen zu suchen, der die entsprechenden Wirkungen ausübt, wie sie jene antiken Kritiker zu beschreiben unternehmen, für Homer: erhaben, klassisch und lebendig. Wir haben den Versuch von Voß, dessen unpoetische, pedantische Konzeption aber seine Wirkung teilweise beeinträchtigt hat. So wird ein moderner Übersetzer, der eine entsprechende Absicht verfolgt, nach anderen, besseren deutschen Vorbildern Ausschau halten, nach Werken, die im Deutschen jene Vollendung des *erhabenen*

Stils verkörpern, für die Homer den Alten das überragende Beispiel war. Sicher liegen etwa Goethes Achilleis und Hermann und Dorothea auf dieser Linie. Bewußt in einer Sprache, die Euripides evozieren soll, hat Goethe den ersten Teil des dritten Aktes im zweiten Teil des Faust gestaltet, wo Faust mit Helena in Griechenland lebt. — Bedeutet das nun, der Übersetzer klassischer griechischer Dichtung müsse ein «Klassizist» sein? — Insofern er Dichtung erhabenen Stils übersetzt, muß er allerdings *entsprechende* Mittel verwenden. Aber die griechische Dichtung ist ja keineswegs einheitlich in ihrer eigenen Stillage. Der Übersetzer muß das *Angemessene* finden. Wer sich etwa anschickt, Aristophanes zu übersetzen, muß eine Sprache finden, die der Krudheit und der politischen Aktualität einer militanten Alltagssprache so nahe wie möglich kommt. Hier wäre vielleicht Brecht am Platze. Für die verspielte, gelehrte Sprache des Kallimachos dürfte bei Hofmannsthal etwas zu finden sein, für die Epigramme des Simonides eher bei Angelus Silesius, für Menander bei Wieland, für Pindar bei Hölderlin; warum nicht für die angriffigen Epoden des Archilochos bei Zech? Natürlich darf der Übersetzer auch im Deutschen kein Pedant sein, der nun etwa sklavisch Goethes, Schillers oder Brechts Sprache nachahmte. Sonst ist von einer anderen Seite her seine Übersetzung bedroht, wirkungslos, tot zu werden. Sie vermittelt dann auch nicht den Eindruck, den der griechische Autor auf Griechen gemacht hat, sondern sie erinnert als Sammlung gelehrter Reminiszenzen, als Cento, an Einzelstellen deutscher Dichter. Aber im Spannungsfeld dieser Aufgaben und Gefahren bewegt sich wirklich der moderne Übersetzer griechischer Dichter. Hier haben sich seine Sachkenntnis, sein Geschmack, seine Meisterschaft über die deutsche Sprache zu bewähren, wenn er einen adäquaten Eindruck von den griechischen Dichtern in deutscher Sprache erwecken will.

Der heutige Übersetzer hat zwar ein viel reicheres Instrumentarium von Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung als seine Vorgänger; aber er ist gleichzeitig auch darauf angewiesen, daraus viel bewußter und kunstreicher die für seinen besonderen Bedarf passenden auszuwählen. Er ist also keineswegs freier als jene. Er hat neue und andersartige Gefahren zu vermeiden, die es für jene noch gar nicht gab. Er ist in der Lage des Spätgeborenen, der die ganze Fülle vergangener Leistungen als geschichtliche Größen vor sich hat. Sie mögen auf ihm als schwere Verpflichtung lasten oder ihn zur Nachahmung herausfordern. Jedenfalls hat er es weniger leicht als Luther mit seinen Psalmen oder Schlegel und Tieck mit ihrem Shakespeare, sich als Nachdichter sozusagen selber in der Qualität eines deutschen Dichters zu bewähren. Aber er wird keinen geringen Trost darin finden, daß auch schon die Griechen späterer Zeiten vor denselben Problemen standen und daß es auch ihnen gelungen ist, in der Auseinandersetzung mit einer großen Vergangenheit gültige eigene Leistungen zu vollbringen.